

Der Umstand der verlorenen Heimat

Wir haben die Heimat verloren, aber ihre Zerrbilder schleppen wir mit uns herum, wenn wir in Gruppen ziellos durch die Stadt schlendern, an einer Straßenecke stehen, am Bahnhof die Zeit tot schlagen. Auch wenn es schon eine Weile her ist, dass ich ein Neuankömmling war, erkenne ich euch überall und sofort. Ich erkenne euch an der Resignation in eurem Schritt, an der schicksalsergebenen Haltung, an der Kapitulation im Blick. Der Flüchtling steht euch ins Gesicht geschrieben und in euren Augen spiegelt sich meine eigene Heimatlosigkeit.

Wir sind Kronzeugen unserer zerstörten Heimat und leiden darunter, doch wir murren nicht, wir jammern nicht, alle Tränen sind längst geweint. Nach den Gräueln des Gestern tun wir uns schwer mit dem Heute und wissen nichts von morgen. Ich, jünger an Jahren, doch als Flüchtling der Ältere, gebe mich souverän, als hätte ich Lösungen für jedes Problem parat, wenn das Handy aussetzt, das Essen fremd schmeckt, die Zimmerkollegen schnarchen und einer aufschreit im Schlaf und ein anderer weint, jede Nacht. Es sind die immer gleichen Geschichten, meine, eure, die der anderen, in denen das Wesentliche verschleiert und das Wichtige ungesagt bleibt. Mag sein, dieser Anschein und Unterton wird nur für uns deutlich, die wir alle so reden und alle so hören und alle so fühlen, weil wir dem gleichen Umstand zum Opfer gefallen sind, dem Umstand der verlorenen Heimat.

Dass der Umstand schmerzhaft ist, überrascht uns nicht. Wohl aber, dass er uns Schuldgefühle verursacht, obwohl wir keine Wahl hatten. Er lässt nicht zu, dass wir uns loskaufen, obwohl wir teuer dafür bezahlt haben. Er macht uns zu traumatisierten Bildträgern, randvoll mit Erinnerungsansichten, zum Platzen voll, und gleichzeitig versiegelt er uns die Lippen, sodass wir nichts sagen können. Zumindest nicht das, was gesagt werden will. Die Bilder in unseren Köpfen drängen nach Ausdruck, aber unsere Zungen gehorchen ihnen nicht, die Stimmbänder verweigern ihren Dienst, der Kehlkopf streikt. Um nicht an dem Ungesagten zu ersticken, reden wir uns selbst gut zu, irgendwann wird das, was jetzt in uns brennt, nicht mehr weh tun, irgendwann werden wir uns daran gewöhnen, dass das, wovon wir für immer Teil sein wollten, nicht mehr zu uns gehört.

Wenn wir so in Gruppen ziellos durch die Stadt schlendern, an einer Straßenecke stehen, am Bahnhof die Zeit tot schlagen, kommt unweigerlich der Moment, wo Lider flackern, Lippen zittern und einer von uns sich innerlich verabschiedet, magisch angezogen von dem schwarzen

Loch, an dessen Rand wir Heimatlosen entlang taumeln. Stumm holt ein anderer ein Päckchen Filterlose aus der Tasche, sucht umständlich nach dem Feuerzeug, das Anzünden reihum dauert, schweigend paffen und inhalieren und blasen wir Rauch in die Luft, bis der Sog nachlässt und die Augen zurückkehren ins Hier und Heute. Nach dem Blick in den Abgrund sind die Themen andere, wir erörtern das karge Leben syrischer Landwirte, den kriegsbedingten Rückgang des Tourismus, die Einzigartigkeit unserer antiken Stätten, die Wichtigkeit der Erdgasproduktion, und es ist abgemacht, dass alles Erzählte im Allgemeinen und ohne persönlichen Bezug bleibt, auf leerer Bühne stattfindet, vor bereinigter Kulisse, ohne Hintergrund, im luftleeren Raum. Weil wir den Himmel über Syrien lange nicht mehr blau oder grau gesehen haben, sondern viel zu oft feuerrot, weil ganze Distrikte IS-Gebiet sind und die Täler nicht mehr Viehweiden, sondern Kriegsgebiet, die Städte und Dörfer nicht mehr voller Leben, sondern Geisterorte und die Wüsten nicht mehr Wüsten, sondern Schlachtfelder.

Auch ich habe die Schießereien, die Bomben, die Gewalt, die zerstörten Häuser, die vergewaltigten Frauen, die weinenden Kinder hinter mir gelassen. Ich habe alles hinter mir gelassen, was nicht mehr Heimat war. Ich habe mich auf den Weg gemacht, bei Nacht und Nebel, in Eiseskälte und brütender Hitze, über die Berge, über grüne Grenzen, ich habe mich in Wäldern versteckt, in Zelten gefroren, in Lagern gehungert, ich habe Schlepper gesucht und gefunden, Geld bezahlt, um auf einem maroden Kahn übers Meer zu fahren, ich bin mit Vielen aufgebrochen, mit Wenigen weitergezogen, mit einer Handvoll in Österreich gelandet. Angekommen bin ich noch lange nicht.

Am Ende der Flucht bin ich gestrandet in einem Zwischenreich, registriert, fotografiert, administriert und eingeschlossen in eine Blase aus Fluchtursachen, Flüchtlingsströmen, Massenflucht, Flüchtlingskrise, Fluchtzielen, Flüchtlingshilfe. Nichts anderes existiert mehr, und ich agiere, wenn ich überhaupt agiere und nicht nur sprach- und stimmlos fremdgesteuert bin, in dieser Fluchtblase, die von Selbstachtung ebenso blankgefegt ist wie die hinter uns gelassene bereinigte Heimatbühne. Mit dem einen Unterschied: Hier fallen keine Bomben, hier ist keine unmittelbare Lebensgefahr. Frieden ist trotzdem nicht. Hier toben Kleinkriege um ein Bett in der Flüchtlingsunterkunft, um Schlaf im Chor der Schnarcher im Sechser-Zimmer, um einen Platz in der Schlange vor dem Amt, um Legal Advice im Asylverfahren, um die Zulassung zum Deutschunterricht.

Deutsch fällt mir schwer. Das liegt nicht daran, dass ich nicht will, auch nicht daran, dass Deutsch schwierig ist oder meine Sprechwerkzeuge sich nicht eignen oder ich zu dumm bin. Es fällt mir schwer, weil meine

Muttersprache das Letzte ist, das ich, im Gegensatz zur zerstörten Heimat, mehr oder weniger unversehrt im Gepäck habe und in dem ich mich noch heimisch fühle. Es ist diese sanfte Tonfolge des Arabischen, in dem meine Vergangenheit unauslöschlich konserviert ist und die sich unversehens und zu ungewissen Anlässen in eine Bilderreihe verwandelt, einen Film, den ich weder abrufen noch zurückweisen kann. Der häufig im Zeitraffer abgespielt wird, bisweilen in Zeitlupe dahin kriecht und manchmal zu einem Standbild wird, das mir den Blick auf eine belebte und beseelte Heimatbühne gönnt: Mit dem Vater beim Ziegenhüten. Die Wüste. Der Nachthimmel über dem Feuer. Fruchtbare Weizenfelder. Die Großeltern vor ihrem Lehmhaus. Das moderne Damaskus. Dicke Teppiche unter nackten Füßen. Mutters Essen. Die Koranschule, wo man im Chor rezitiert, was man kaum ansatzweise begreift.

Im Deutschkurs geht es um Bedeutung. Immer um Bedeutung. Fremde Zeichen unter farbigen Zeichnungen bedeuten Mann, Frau, Kind, Wasser, Brot. Stockend spreche ich nach: *Mann. Frau. Kind. Wasser. Brot*. Die Begriffe kommen mir nur zäh über die Lippen. Ich lerne Buchstaben und Wörter: A wie Asyl, das kannte ich schon vorher, Ausweis, Amt und – ganz wichtig – Adresse. Ich lese die A-Wörter: *Asyl. Ausweis. Amt. Adresse*. Es fällt schwer, weil ich mit jedem deutschen Wort ein arabisches verrate. Eines Tages stehen Wörter unter dem Bild einer österreichischen Landschaft: Berg, Tal, Fluss, Himmel. Während ich *Berg* sage, erinnere ich جبل [dʒabal] und die schneebedeckten Golanhöhen. Bei *Tal* lese ich وادي [waːdin/iː] und sehe die fruchtbare Dschazira vor mir. Im Wort *Fluss* rauscht mit نهر [nahr] auch der Euphrat durchs Bild. Und während mein Mund *Himmel* ausspricht und mein Gehirn سما [saˈmaːʔ] denkt, gehen der österreichische und der syrische Himmel ineinander über und werden ein gemeinsamer, grenzenloser. Nach und nach verbinden sich fremde Laute mit vertrauten Erinnerungen und österreichische Landschaft mit arabischer Sprache, und mit diesen sich gegenseitig überblendenden Bildern im Kopf scheint es nicht mehr unmöglich, hier eine neue Heimat zu finden ohne die frühere zu verraten.

Und wenn ich mit dieser Erkenntnis gegen eure Resignation anrede, während wir ziellos durch die Stadt schlendern, an einer Straßenecke stehen, am Bahnhof die Zeit tot schlagen, schaut ihr ungläubig, doch in eure Augen – ich sehe es genau – stiehlt sich ein Fünkchen Hoffnung, dass man sich mit der Syrien im Herzen auf Österreich einlassen kann.